



LINA
IACCOPELLO

LESEPROBE

**HIDDEN
LOVE**

Unter seinem Schutz



Die Autorin

Lina Jacobs, geboren 1978, lebt mit ihrem Mann, ihrer Tochter und ihrem Schäferhund-Husky-Mischling in der Nähe der schönen Hellwegstadt Soest – denn sie liebt die Natur. Schon in der Schule hat Lina das Schreiben fasziniert. Am Anfang war es ein Hobby, aus dem

inzwischen eine große Leidenschaft geworden ist. Seit 2015 schreibt und veröffentlicht die Autorin regelmäßig. Sie möchte mit ihren Geschichten die Welt ein wenig schöner machen. Nach ihrem Debüt *Geflüsterte Lügen* (Februar 2015), folgte die Dystopie-Reihe *Virulent*. Die Autorin liebt es, die Menschen in fantastische, abenteuerliche, spannende und liebevolle Geschichten zu entführen. Sie hat kein Lieblingsgenre, sondern liest gerne von allem etwas.

Das Buch

Als Raymon Harris, Police Inspector im schottischen Paisley, nach einem langen Arbeitstag eine junge Frau auf einem Brückengeländer stehen sieht, handelt er instinktiv. In letzter Sekunde rettet er ihr das Leben. Vom ersten Augenblick an fühlt sich Ray von der unschuldigen rothaarigen Schönheit angezogen. Um sie beschützen zu können, muss er sie notgedrungen für eine Nacht mit zu sich nach Hause nehmen. Obwohl er doch eigentlich nur Frauen in seine Wohnung lässt, die dann auch in seinem Bett landen. Jessie, die ebenso sexy wie zerbrechlich wirkt, löst ein Verlangen in ihm aus, das er nur schwer kontrollieren kann. Dabei muss er sich darauf konzentrieren, sie vor ihrem Halbbruder Viktor zu schützen, der den beiden dicht auf den Fersen ist ...

Lina Jacobs

Hidden Love - Unter seinem Schutz

Roman

 FOREVER 

Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Originalausgabe bei Forever
Forever ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Februar 2017 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017
Umschlaggestaltung:
zero-media.net, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95818-156-4

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Traumata



Meine Nägel graben sich ins Holz. Splitter bohren sich in mein Nagelbett und in die Fingerspitzen. Der Schmerz brennt wie Feuer in meinen Händen. Der Panik nah, hole ich röchelnd Luft.

Die kleine Holztür ist mit Kerben übersät. Kerben, die von Schmerz erzählen, von Dunkelheit und von Angst. An meinen Fingerkuppen kaum verheilte Wunden. Zeugnis der Qualen, die ich erlebt habe.

Ich will hier nicht sein! Nicht schon wieder!

Ich schreie mein Leid hinaus, bis mich die Schmerzen in meinem Hals verstummen lassen. Weshalb schreie ich? Niemand wird kommen, um mich zu befreien. So ist es immer gewesen, von Anfang an. Niemand schreitet ein, um der Grausamkeit ein Ende zu setzen.

Ich habe Angst. Panische Angst!

Schlagartig scheint die Luft aus dem engen Raum gesogen zu werden. Mein Atem stockt, als die altbekannte Panik vollends nach mir greift. Ich meine, Stimmen zu hören, die in der Dunkelheit flüstern. Böse Stimmen, die mich in eine Ecke drängen und peinigern wollen. Das Beben meines Körpers ist nur der Anfang. Kurz darauf greifen die kalten Finger nach mir. Gewaltsam wird der Atem aus meinen Lungen gepresst. Ich glaube zu ersticken.

Erneut grabe ich die Nägel tief ins Holz. Der Schmerz bohrt sich bis in meine Handgelenke. Der metallische Geruch von Blut steigt in meine Nase. Weitere Narben, weitere Male.

Ein bedrohliches Zischen neben mir lässt mich wissen, dass ich nicht mehr allein in der stockdunklen Kammer bin. Ich krieche in eine Ecke und lausche den wispernden Stimmen, die sich an meinem Leid ergötzen und mir sagen, dass ich nichts wert bin.

Ich besitze keine Träne mehr, die ich weinen könnte. Meine Augen sind schon lange ausgetrocknet. Mein Lebenswille scheint ausgelöscht. Warum sollte ich um etwas trauern, das ich längst verloren habe?

Kapitel 1



Paisley, Schottland, 2014

»Wie geht es dir, Jessie?«

Ich unterdrückte den Impuls, genervt mit den Augen zu rollen. Mittlerweile hatte ich es satt, das obligatorische Frage- und Antwortspiel nach meinem Wohlbefinden mitzuspielen. Seamus piesackte mich gern. Er schien sich wie der Teufel über eine gefangene Seele zu freuen, wenn ich in die Bedrängnis kam, über mich zu plaudern.

Mochte sein, dass ich sein Verhalten zu überspitzt betrachtete, sobald er jedoch den Raum betrat, überkam mich zumeist der Wunsch, unverzüglich abzuhausen. Was sich in meinem Innersten abspielte, gab ich nicht gerne preis. Eigentlich versuchte ich ständig, mich solchen Fragen zu entziehen.

Nervös knetete ich meine Finger im Schoß, nur so verhinderte ich das Zittern. Mein Seelenleben war ein Trümmerhaufen, daran änderten auch seine blöden Fragen nichts. Mein Leben war verkorkst und von einer Vergangenheit gebrandmarkt, die ich am liebsten niemals erlebt hätte. Leider konnte man sich das Erlebte nicht aussuchen.

Heute ist mein zweiundzwanzigster Geburtstag.

Solch einen Geburtstag sollte man feiern. Oder nicht? Mir war nicht nach Feiern zumute, das war kein fröhlicher Jahrestag, kein Ereignis für Partyhüte, Torten und Luftschlangen. Dieser Tag sollte am besten für immer aus dem Kalender gestrichen werden.

Ich hob den Blick. Hoffte, dass er finster genug war, um Seamus zu signalisieren, dass er sich besser eine andere Frage einfallen lassen sollte. Wie immer saß er mir in einem bequemen, braunen Ledersessel gegenüber. Auf seinem Gesicht lag der verständnisvolle Ausdruck, der mich des Öfteren zur Weißglut brachte. Ich bekam ständig das Gefühl, dass er Mitleid mit mir hatte. Gnade oder gar Mitleid suchte und brauchte ich nicht.

Mit seinem grauen, schütterten Haar wirkte er wie ein kleiner, gemütlicher Opa. Aber der Schein täuschte. Doktor Alois Seamus vermochte einem die kranke Psyche nach außen zu krepeln, ohne dass man es mitbekam. Er machte aus einem seelischen Trümmerhaufen noch mehr Chaos, nur um zu sehen, ob man die Scherben selbst wieder auflegte. Schon einige Male war ich in seine Fallen getappt. In jeder Sitzung versuchte er, meinen Schutzwall mehr und mehr einzureißen. Vertrauen und Nähe aufzubauen war sein Beruf.

Bis jetzt war es mir gelungen, menschliche Nähe zu meiden – sie war mir zuwider. Ich verband sie mit Zurückweisung, Schmerz und Dunkelheit. Auch wenn ich seit fast sechs Monaten seine Patientin war, vertraute ich Seamus nicht vollends. Ein kleiner Teil von mir blieb nach wie vor auf der Hut. *Das ist meine Natur und niemand ändert das.*

Auf einem Beistelltisch stand das kleine Aufnahmegerät. Ich fixierte das Ding, als wäre es eine monsternmäßige Spinne.

Der Blick des Psychologen glitt zu dem Gerät und er lächelte. »Ich weiß, du magst es nicht, dass wir jede Sitzung aufzeichnen. Nur so können wir jedoch Fortschritte machen.«

Fortschritte? Falls er meine wiederkehrenden Albträume meinte, in denen ich mich in der dunklen Kammer befand, waren das fragwürdige Fortschritte. Mit dem Daumen fuhr ich über meine vernarbten Fingerkuppen und wandte den Blick aus dem großen Fenster. Ich sah eine Vielfalt an Herbst-

blumen, von der ich den Eindruck gewann, dass sie mich verhöhnte.

»Weshalb bist du heute so ungemütlich?«

»Weiß nicht«, sagte ich knapp, ohne den Blick von den spottenden Blumen zu nehmen. Ganz bestimmt hatte ich den Spott verdient, da ich mit meinem Leben nicht zurechtkam.

Eigentlich wollte ich Paisley schon längst den Rücken gekehrt haben. Die Stadt war hässlich, die meisten Häuser sahen furchtbar aus. Das deprimierende Grau der Fassaden drückte mir noch mehr aufs Gemüt. Mein Bruder würde mich allerdings niemals gehen lassen.

»Du weißt es sehr wohl. Wenn mich nicht alles täuscht, hast du heute Geburtstag? Herzlichen Glückwunsch.«

Leicht zuckte ich die Achseln. »Kann sein.«

»Kann sein?« Seine Stimme klang amüsiert. »Zweiundzwanzig bist du geworden, eine schöne Zahl. Wie fühlt sich das an?«

Beschissen.

Ich sah ihn an. »Gut.«

»Hast du dir für heute etwas Besonderes vorgenommen?«

Sterben.

»Vielleicht mit meiner Freundin Ella eine Pizza essen gehen.«

»In der Stadt gibt es eine neue Pizzeria. Die kann ich dir empfehlen.« An seiner Tonlage erkannte ich, dass er mir kein Wort glaubte.

Sein Gefühl war richtig. Natürlich würde ich nicht mit Ella Pizza essen gehen. Ich hatte andere Pläne für heute Abend.

In seinem Blick lag auf einmal eine gewisse Schärfe.
»Nimmst du regelmäßig deine Antidepressiva?«

Warum sollte ich?

»Na klar.«

»Kommst du mit den neuen Tabletten gut zurecht?«

Hab sie im Klo runtergespült.

»Sicher.« Meine Hände bebten und ich schob sie schnell unter die Oberschenkel. So gelassen wie möglich wollte ich erscheinen, damit er keine voreiligen Schlüsse zog und mir ein neues Rezept ausstellte.

Seamus starrte mich mit seinen grauen, stechenden Augen an. »Ich möchte dich nicht in die Psychiatrie einweisen lassen, weil du dir nicht helfen lassen willst. Ich hoffe, wir haben uns verstanden.«

Ich schwieg, was sollte ich darauf auch sagen? Seamus meinte, meine Probleme wären mit Tabletten zu lösen. Ich brauchte die Dinger nicht mehr. Mir ging es ohne viel besser, ich sah vieles klarer. Dabei war das eigentliche Problem, der Grund für all meine Probleme, mein Halbbruder Viktor. Wenn der wüsste, dass ich in diesem Moment hier saß und mit Seamus plauderte, würde er mir das Fell über die Ohren ziehen.

Viktor, der voller Wut und Grausamkeit ist. Viktor, dem die Faust locker sitzt. Viktor, der ...

»Alles in Ordnung?« Seamus' Worte unterbrachen meine Gedanken. Neugierig hatte er sich vorgebeugt. »An was hast du gerade gedacht?«

»An nichts.«

»Hast du an deine Eltern gedacht?«

An ihren Mörder!

»Nein.«

Sein Zeigefinger drückte den roten Aufnahmeknopf. Mir wurde gleichzeitig heiß und kalt. Seamus würde mein Innerstes nach außen stülpen - ob ich wollte oder nicht. Es gab kein Entrinnen.

»Letzten Montag hast du von deinen Eltern erzählt.«

Entschieden schüttelte ich den Kopf. Über meine toten Eltern wollte ich nicht mehr reden. Offenbar beeindruckte ihn mein Kopfschütteln nicht.

»Wie ihr die Urlaube verbracht habt«, fuhr er sanft, aber unerbittlich fort. »In Inverness wart ihr. Mit deinem Vater hast du eine Wandertour gemacht. Was ist drei Tage nach eurer Heimreise geschehen?« Seine Stimme wurde sanfter, mitfühlender. Das war für mich das Alarmsignal, dass er einen Köder ausgeworfen hatte. »Du hast erzählt, ihr hättet zu Mittag gegessen, als ...« Fragend hob er die Hände. »Als was passiert ist? Letzten Montag bist du einfach gegangen. Was war so schlimm an dem Tag im Jahr 1999?«

Nein, ich darf Viktor nicht erwähnen. Er ist ein Monster.

»Ich möchte dir helfen, dein Trauma zu überwinden, Jessie.« Seine mitfühlende Stimme schlängelte sich durch meinen Kopf und fand ein Echo in meiner verletzten Seele. »Nur durch deine Mitarbeit können wir Erfolge erzielen. Lass mich dir helfen.«

Mein mühevoll aufgebauten, aber poröser Schutzwall brach wie ein Kartenhaus zusammen. Ich hatte Seamus' Köder geschluckt. Eigentlich sollte ich wie ein Fisch am Haken zappeln, das Gegenteil war jedoch der Fall. Mit seiner Stimme schaffte er es, dass ich mich ruhiger fühlte. Die grauen Augen schienen mir direkt in die Seele zu blicken, während die Erinnerung auf mich zuraste.

»Der Knall war ohrenbetäubend«, wisperte ich. »In dem Zimmer hallte er um ein Hundertfaches. Ich presste die Hände auf die Ohren.«

Seamus fragte nicht, was ich damit meinte. Entweder verstand er auch so, oder er wartete, bis ich aussprach, was meine bis dahin unbeschwerte Kindheit mit einem Schlag beendet hatte.

Man kann den Schmerz nicht einfach so töten und vergessen. Man muss ihn verstehen, um ihn zu vernichten. Genau darum geht es: Vernichtung.

Seamus hatte mich tatsächlich am Haken. Allein sein sanfter Blick ließ die Worte nur so sprudeln.

»Mama schlug auf dem Fußboden auf. Ein lautes, entsetzliches Geräusch, als wenn es im Kamin knackte, wenn Papa Holz nachlegt hatte. Mein erster Gedanke war, dass sie sich beim Fallen bestimmt den Kopf gestoßen hatte und das tat mir weh.« Ich schluckte schwer, die Erinnerung war so frisch, obwohl bereits siebzehn Jahre vergangen waren.

»Wenn es Mama schlecht ging, ging es auch mir nicht gut. Ich wollte, dass sie aufstand.« In Gedanken streckte ich vorsichtig die Hand aus, um die roten, dichten Locken meiner Mutter zu berühren. Irgendwas stimmte nicht mit ihrem Gesicht – es fehlte die Hälfte.

»Blut sickerte durch das Haar und tropfte auf dem Boden.« Meine Stimme drohte zu brechen, die Erinnerung flammte glasklar in meinem Gedächtnis auf. »Ein kleines Rinnsal floss in meine Richtung. Mama hatte nur noch ein Auge. Ein hässlicher Anblick. Ich versuchte, nicht zu schreien. Das tote Auge blickte durch mich hindurch.«

Das Leben in dem grünen Auge verliert sich in der Ewigkeit.

»Ich hatte entsetzliche Angst. Ich bohrte die Zähne in meine Fingerknöchel – so fest, dass es wehtat. Ich durfte nicht schreien, das hatte Mama gesagt. Ganz still sein und erst wieder hervorkommen, wenn sie weg waren.«

»Wer ist mit *sie* gemeint?«, fragte Seamus leise.

Namen durfte ich nicht nennen. Niemals.

»Zwei Männer. Sie durchsuchten das Schlafzimmer. Kleidung fiel auf dem Boden – die Kleidung von Mama und Papa.«

Ich grub die Nägel in meine Handflächen. Ein scharfer Schmerz durchfuhr die Innenflächen.

»Ich durfte nicht laut jammern. Ein leises Wimmern entwich trotzdem meinen Lippen.«

»*Hast du das gehört?*« Klar und deutlich hallte die Stimme in meinem Kopf. Sie zwang mich, alles noch einmal zu durchleben.

»*Nein, was?*«, echote die zweite.

»*Da war doch was.*«

»*Ich hab nichts gehört.*«

»Schritte wanderten im Schlafzimmer herum. Dunkle Turnschuhe, die auf dem Parkettboden hin und her gingen.« Ich zitterte und versuchte, möglichst flach zu atmen, um die aufsteigende Panik zu verdrängen. Die Vergangenheit sollte besser begraben bleiben, aber Seamus schaufelte die Erde gnadenlos beiseite.

Ich weine lautlos. Die Matratze gibt nach. Jemand hat sich auf das Bett gesetzt. Ich mache mich noch kleiner, beide Hände halte ich auf den Mund gepresst.

»Aus Mamas Nachtschrank flogen die Schubladen. Der Inhalt verteilte sich auf dem Parkett. Eine kleine, weiße Perle rollte mir entgegen. Eine von Mamas kaputter Perlenkette.«

Ich erinnerte mich, wie ich sie in die Hand genommen und meine Finger fest um das kleine Schmuckstück geschlossen hatte. *Ich habe sie heute noch.*

»Ich steckte sie unter mein Sockenbündchen.«

»Was haben die Männer gesucht? Weißt du das noch?«

»Eine Formel von Papa. Sie wollten viel Geld damit verdienen.«

Auf seiner Stirn erschien eine steile Falte. »Dein Vater war pharmazeutischer Wissenschaftler, richtig?«

»Ja, er war Professor der Chemie und Physik.« Ich senkte den Kopf, um die wahren Gefühle vor ihm zu verstecken. Damals hatte ich nicht gewusst, für was Viktor die Formel brauchte – heute schon: Ein neuer Wirkstoff mit dem Namen

Emosic, eine halluzinogene Droge. Das verfluchte Monster war ein Drogenbaron, Psychopath und Mörder.

»Haben die Männer die Formel gefunden?«, hakte Seamus nach.

»Ja, und sie fanden auch mich.«

»*Hast du schon unter dem Bett nachgesehen?*« Die Stimme erschallte erneut in meinem Kopf, sodass ich zusammensuckte. Tief atmete ich durch, um nicht zu wimmern, wie ich es damals getan hatte. »Mama wurde mit dem Fuß beiseitegeschoben. Eine Blutspur zog sich hinter ihr her. Sie haben sie als Drecksschlampe bezeichnet. Einer von ihnen gab Mamas leblosem Körper einen Tritt. Es sah brutal aus. Am liebsten hätte ich geschrien, dass er das lassen sollte.«

»Du hast unter dem Bett gelegen?«

»Habe ich. Sie hatten zuvor darüber spekuliert, ob ich im Haus sei. Dabei wusste einer der Männer genau, dass ich unter dem Bett lag.«

Der Wortwechsel der Männer erklang klar in meinem Kopf. Ich schloss die Augen. Sah die Bilder direkt vor mir.

»*Haben die nicht eine kleine Tochter?*« *Der andere Mann kommt aus dem Bad. Seine Schuhe wandern zur Tür.*

»*Ja, haben sie. Und ich weiß auch, wo sie steckt.*« *Ein Kopf schaut plötzlich unter das Bett. »Kuckuck, Kleines.«*

Entsetzt keuchte ich und riss die Augen auf.

Seamus sah mich besorgt an. »Möchtest du eine kleine Pause machen?«

Ich schüttelte den Kopf. Wenn ich schon dabei war, diesen schlimmen Tag noch einmal zu erleben, wollte ich das möglichst schnell hinter mich bringen.

»Als der Mann mich fand, schrie ich aus vollem Hals. Irgendjemand musste mich doch hören.« Ich atmete tief ein.

»Leider kam mir niemand zur Hilfe.«

Die Matratzen samt Lattenrost fliegen vom Bett. Eine große Hand bekommt meinen Knöchel zu packen. Ein riesiger Schatzen baut sich über mir auf und hebt mich hoch. Fest kneife ich die Augen zu und beiße dem Mann in den Arm, obwohl Mama das immer als ungehörig bezeichnet hat. Wie ein wildes Tier führe ich mich auf, in der Hoffnung, dass sie dann endlich gehen.

»Au! Verflucht! Lass das, Jess!«

»Der Mann, der mich gepackt hatte, wusste sogar meinen Namen.«

»Was meinst du, woher er ihn kannte?«

Nein, das darf ich nicht sagen.

»Das weiß ich nicht.«

Seamus kniff die Augen zusammen. Mochte sein, dass er meine Lüge durchschaute.

»Der Mann ließ mich los und ich rannte so schnell ich konnte. Ich kam jedoch nicht weit. Er packte mich und zog mich zurück.«

Meine Kehle tut entsetzlich weh.

»Hör auf zu schreien.« *Der Mann stopft ein Taschentuch in meinen Mund. Es stinkt, ich unterdrücke einen Würgereiz. Kalte, blaue Augen mustern mich, als mein Rücken auf den Boden gepresst wird.*

»Angst verspürte ich in dem Moment nicht, eher Zorn. Die Männer hatten Mama sehr wehgetan. Sie war tot.«

Ich hob meine Hände und krümmte die Finger zu Krallen, um den nächsten Worten mehr Ausdruck zu verleihen. »Ich wollte sein Gesicht zerkratzen. Ihn für immer entstellen, so sehr hasste ich ihn. Ich fuchtelte wild mit den Händen vor ihm herum, bis der Mann meine Handgelenke umklammerte.«

»Beruhig dich, kleine Jess. Ich bin es, dein Halbbruder Viktor.«

Viktor! Ein Schauer des Entsetzens durchfuhr mich. Ich rieb über meine Arme, um die Gänsehaut zu vertreiben.

»Ich schrie ins Taschentuch. War überzeugt, dass mir jemand zur Hilfe kommt. Meine Lungen brannten wie Feuer. Ich glaubte, keine Luft zu bekommen.« Ich schloss erneut die Augen. Die Vergangenheit hielt mich fest umklammert.

»Sollen wir sie gleich hier abknallen?« Der zweite Mann kommt aus dem Schlafzimmer. Sein Kopf ist voll von blonden, wirren Locken. Auf dem gelben T-Shirt kleben feuchte, rote Flecken. Mamas Blut! Mein Geschrei endet. Ich will nicht sterben!

»Hast du sie noch alle?«, fährt Viktor ihn böse an.

»Die Kleine hat zu viel mitbekommen«, gibt der andere zu bedenken. »Außerdem haben wir die Formel. Mehr brauchen wir nicht.«

»Wir bringen die Kleine nicht um! Sie ist meine Schwester!« Viktor sieht mich an. »Sie wird nichts sagen, dafür werde ich sorgen. Und wenn – meinst du, jemand würde ihr glauben? Einem kleinen Mädchen? Sie werden keine Leichen finden. Ich habe an alles gedacht.«

Ich öffnete die Augen. Eine eisige Kälte breitete sich in mir aus. Meine unbekümmerte, behütete Kindheit war schlagartig ausgelöscht worden.

»Sie diskutierten, ob sie mich töten sollten«, flüsterte ich.

Seamus' Blick durchbohrte mich. Mein Innerstes lag ausgebreitet vor ihm. Erfahrungsgemäß gab er nicht eher Ruhe, bis er alle Fakten kannte.

Niemals darf ich mich ihm ganz öffnen.

»Sind die Mörder jemals gefasst und verurteilt worden?«

Ich schüttelte den Kopf. *»Sie wurden nie geschnappt.«*

Er glaubte mir kein Wort. An seinem Gesichtsausdruck erkannte ich, dass er mit mir nicht zufrieden war.

»Ich bin dafür, sie abzuknallen.« Der zweite Mann zückt bereits seine Waffe.

Heftig schüttele ich den Kopf.

»Knallst du meine Schwester ab, wirst du dieses Haus nicht lebend verlassen!«, fährt Viktor ihn wütend an. Er packt mich und trägt mich die Treppe hinunter.

»Im Flur erblickte ich Papas leblosen Körper. Sie hatten ihm wahrscheinlich in den Bauch geschossen. Der Boden war voll Blut.« Mein Hals war auf einmal wie zugeschnürt, dennoch musste ich das erzählen.

»Ich schrie ins Taschentuch, während ich wie verrückt zapelte. Sein Griff wurde fester, entschlossener. Tränen liefen an meinem Gesicht hinunter. Durch die Nase bekam ich keine Luft mehr. Ein Schluckauf löste sich aus meiner Kehle.« Weshalb ich die letzten Kleinigkeiten und Gefühle erwähnte, wusste ich nicht.

»Wohin hat dich der Mann gebracht?«

»Zu einem Transporter. Wir fuhren mehrere Stunden, bis er mich irgendwo freiließ«, entgegnete ich viel zu schnell.

Viktor schleppte mich erst durch halb Europa, bis wir schließlich in Schottland blieben. Nie ließ er mich aus den Augen.

Seamus schaltete das Gerät aus und sah mich ernst an. »Für heute machen wir Schluss. Ich finde es schade, dass du mir immer noch nicht vertraust.«

»Ich vertraue Ihnen«, versicherte ich halbherzig.

»Deine Erzählung weist einige Löcher auf.« Seamus ließ die Bemerkung nicht wie ein Vorwurf klingen. Er lächelte gutmütig. »Wie lange bist du meine Patientin?«

»Ich glaube, es sind sechs Monate.« Ella hatte mir Seamus ans Herz gelegt, da der psychische Druck einfach zu groß geworden war.

Er nickte. »Richtig. In diesen Monaten hast du nicht einmal gelogen. Überlege dir bis zur nächsten Sitzung, warum du diesmal nicht die Wahrheit gesagt hast. Vermutlich weißt du

genau, wer deine Eltern getötet hat. Dein Trauma hat dich fest im Griff und das müssen wir ändern.«

Sprachlos sah ich ihn an und versuchte, nicht hörbar nach Luft zu schnappen. Wie hatte ich annehmen können, dass ich Seamus übers Ohr haute? Ihm machte man nichts vor. Ihn belügen? Unmöglich.

Für mich gab es allerdings keine nächste Sitzung. Auch Seamus brachte mein Innerstes nicht mehr ins Gleichgewicht – so viel hatte ich mittlerweile kapiert.

Niemand vermag das.

Es gab keine Heilung, keine Rettung. Außer, wenn da jemand wäre, der Viktor in die tiefste Hölle schickte.

Kapitel 2



Paisley, zur gleichen Zeit ...

Die Opfer von Serientätern waren meist Zufälle. Ohne es zu ahnen, gerieten sie plötzlich ins Jagdrevier des Killers. Eigentlich war diese Vorgehensweise schon fast die Norm. *Ja, eigentlich.*

Bei diesem Fall zeigte uns die Norm allerdings den nackten Hintern. Wir ahnten nicht mal, wie der kranke Geist unseres Serientäters tickte. Er schien immer das zu machen, was wir am wenigsten erwarteten. Einen unkomplizierten Mord zu begehen, war ihm schlicht zu primitiv.

Es war ein kalter Oktobertag, als eine weitere Leiche an das Ufer des White Cart gespült worden war. Ein Pärchen hatte die junge Frau mit der wächsernen Haut gefunden und die Polizei verständigt. In ihren dunklen Locken klebten Dreck und Algenreste. Nach dem Verwesungsgrad zu urteilen, musste sie bereits über eine Woche im Wasser gelegen haben. Sie war das zweite Todesopfer in dieser Woche.

Ihre Arme waren hinter dem Rücken mit Draht gefesselt. Sie trug nichts weiter als eine Dreiviertelhose und einen Pull-over, keine Schuhe oder einen Mantel. Unterhalb des Oberschenkels waren die Beine in einem grotesk aussehenden Winkel verdreht. Knochensplitter ragten aus der Haut. Der Täter hatte ihr nicht nur die Füße, sondern auch die Knie-scheiben zertrümmert, um sie dann irgendwo im Fluss zu versenken.

Mir drohte die Galle hochzukommen, so sehr zerrte die Wut an mir.

Völlig hilflos. Verängstigt. Und wahnsinnig vor Schmerzen.

Den eigentlichen Tatort musste der Mörder sorgsam ausgesucht haben. Einen Ort, wo er ungestört vorgehen konnte, ohne lästige Zeugen. Die Umgebung hatte er demnach besser als das Opfer gekannt. Mögliche Fluchtwege und dunkle Ecken waren gründlich erkundet worden. All diese Faktoren hatte der Täter zuvor gecheckt. Er brauchte das Gefühl von Kontrolle. Dabei wählten Serientäter eigentlich die am wenigsten aufwendige Methode.

Ja, eigentlich.

Wie oft war mir dieser Satz in letzter Zeit schon durch den Kopf geschossen?

Ich wusste nicht, was schlimmer war: die toten blauen Augen, die durch mich durch starrten, oder die Tatsache, dass sie noch ihr ganzes Leben vor sich gehabt hatte.

»Wie es aussieht, mein lieber Ray, durchbricht dieser Mord das Schema«, bemerkte Jamie Hanks, mein Kollege und bester Freund.

Ich sah ihn an. Die blonden, kurzen Haare sahen wie immer frisch gestylt aus. Dass er auch an einem Tatort stets adrett gekleidet war, fand ich völlig sinnfrei. Immerhin wühlten wir im Dreck eines Psychopathen. Fragend zog ich eine Augenbraue in die Höhe. »Schema? Gibt es das überhaupt?«

»Das erste weibliche Opfer, alle anderen sind männlich.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das hat nichts zu bedeuten.«

Ein Gefühl sagte mir, dass diese Tote nicht die letzte wäre. Wir jagten den Mörder bereits eine ganze Weile. Es existierte kein erkennbares, logisches Muster. Keine Gemeinsamkeiten der Opfer, für uns sah es aus, als ob er sie willkürlich aussuchte. Egal, ob Mann oder Frau, vor ihm schien niemand sicher zu sein.

Garantiert brach sich meine Logik bei dem Fall recht bald das Genick. Irgendein Muster musste es aber geben. Tja, da kam wieder mein berühmtes »Eigentlich« ins Spiel.

»Wieder der Hochseeengeldraht. Wissen wir schon mehr darüber?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Wir haben drei Anglerver-eine in Paisley, die wir von vorne bis hinten durchleuchtet haben.« Seine Miene nahm einen betroffenen Ausdruck an. »Mike vermutet, dass die Knochenbrüche nicht post mortem erzeugt worden sind.«

Was Mike, unseren Rechtsmediziner, betraf, lag er mit seinen Vermutungen meist richtig. Zudem war ersichtlich, wie die Brüche zustande gekommen waren. Über die Tatwaffe wollte ich mir jetzt keine Gedanken machen. Meine Vorstellung reichte völlig. Mike würde mir nach der Autopsie alle abartigen Details offenbaren.

Ich warf einen Blick über die Schulter. In seinem weißen Tyvek-Anzug sah der Mediziner wie das Michelin-Männchen aus. Seitdem er für uns tätig war, sicherte er selbst die Spuren und Beweise an Tatorten. Als »plumpe Trampeltiere« hatte er uns mal bezeichnet. Ich sah das mit Gelassenheit – hatten wir weniger Arbeit.

Seine beiden Assistenten Loretta und Ethan verpackten die Beweismitteltütchen in einem Koffer. Offensichtlich war die Spurensicherung abgeschlossen. Mike war mitunter ein seltsamer Kauz, aber eine Koryphäe seines Fachs und penibel in seiner Arbeit. Er holte jede medizinische Erkenntnis ans Tageslicht. Es schien, als ob ihm die Leichen jedes Mal eine Geschichte erzählten. Nur nicht bei den aktuellen Fällen, da tappte sogar er in völliger Dunkelheit.

»Mike wird recht haben«, sagte ich. „Sie ist gesunken wie ein Stein.« Die Vorstellung schüttelte mich innerlich. »Grausam.« Müde fuhr ich über meine Stirn.

Hinter meinen Schläfen begann es zu pochen, Kopfschmerzen kündigten sich an. Das Böse besaß viele Facetten und die Brühe fing erst an zu stinken, wenn man richtig in ihr rührte. Wir rührten schon viel zu lange darin herum.

»Vivian Spencer. Vierundzwanzig Jahre«, bemerkte Jamie, wobei er mir ihren Führerschein reichte. »Sie hätte nächste Woche Geburtstag gehabt«, fügte er leise hinzu.

Das sympathische Lächeln der jungen Frau machte die Sache noch unerträglicher. Der Tod eines jungen Menschen, egal, ob Suizid oder durch Fremdeinwirkung, fühlte sich anders an, als wenn das Opfer sein Leben bereits gelebt hatte. Die Ermittlungen wurden immer von einem »Warum« begleitet.

Mord war nie eine schöne Sache, doch wenn das Los einen jungen Menschen traf, bekam die Angelegenheit einen noch abscheulicheren Beigeschmack. Ich mochte in vielen Dingen hartgesotten sein, aber das ging mir jedes Mal nahe.

Zu Lebzeiten war sie eine hübsche Frau gewesen. Doch nun lag ihr kalter, starrer Körper an den Ufern des White Cart. Wo war die Kleine gewesen, als sie in das Raster des Täters gefallen war? Was hatte sie getan, um seine ungeteilte Aufmerksamkeit zu erregen?

»Sie ist nicht als vermisst gemeldet worden. Offenbar hat sie allein gelebt. Verwandte, falls es welche gibt, machen wir noch ausfindig.«

»Weshalb hat der Täter die Ausweispapiere nicht vernichtet?« Ich gab Jamie den Führerschein zurück. »Schon bei den ersten beiden Opfern hat er die nicht verschwinden lassen. Mir scheint, er will unbedingt, dass wir schnell herausfinden, wen er umgebracht hat. Er will kein Herumrätseln über die Identität der Opfer.« Ich betrachtete die unruhige Strömung des Flusses und begriff immer noch nicht, weshalb Vivian Spencer hatte sterben müssen.

Die Tat war geplant. Der Bastard kannte sie.

»Der Mord ist nicht im Affekt passiert«, fasste ich meine Eingebung in Worte. »Eine zufällige Begegnung hat es nicht gegeben. Möglicherweise hatte er die Kleine länger anvisiert.«

»Was bringt dich zu dieser Annahme?« Jamie sah mich neugierig an.

»Er hätte sich sonst nicht die Mühe gemacht, sie zu fesseln und ihr die Knochen zu brechen. Er hätte ihr ein Messer in den Rücken rammen, den Schädel einschlagen oder sie erwürgen können. Das wären Affekthandlungen gewesen.«

»Sehe ich genauso.« Mike war zu uns getreten. In der Hand hielt er den schwarzen Foliensack, in dem sie die junge Frau gleich verpacken würden, um sie im Leichenwagen zur Rechtsmedizin zu bringen.

Er entfernte den Mundschutz und sah mich an. Sein schütteres, braunes Haar stand an einigen Stellen ab. »Es gibt keinerlei Spuren eines Kampfes. Sogar ihre Fingernägel sind sauber. Im Rahmen der Obduktion werde ich weitere Rückschlüsse auf die genaue Todesursache und das Verbrechen ziehen können.«

»Der Fall liegt klar auf der Hand, Mike«, entgegnete ich. »Der Bastard hat ihr die Knochen zertrümmert und sie in den Fluss geworfen. Einen leichter nachvollbaren Tathergang gibt es nicht.«

Er lachte leise. »Das meinte ich damit auch nicht. Mir ist klar, dass sie letztlich ertrunken ist. Vom Verwesungszustand schließe ich, dass sie eine gute Woche im Wasser lag.« Er sah von mir zu Jamie. »Wenn ihr wollt, dürft ihr bei der Obduktion dabei sein.«

Wollten wir? Ich konnte gut und gern auf meine Anwesenheit verzichten. Aber es war unser Job, auch diesen Teil der Ermittlungen genau zu kennen. Jamie musterte mich und ich

spürte seinen Widerwillen geradezu. Auch er verzichtete gern darauf.

»Fang schon mal an, wir kommen nach«, sagte ich.

»Prima.« Mike schlug mir lächelnd auf die Schulter. »Dann könnt ihr euch selbst ein Bild machen.«

Ein Bild machen? Es gab einige Dinge, die mochte ich an meinem Beruf als Chief Inspector der MITS-Ermittlergruppe (Major Investigation Teams, eine schottische Sonderpolizei zur Aufklärung von Mordfällen) nicht, dazu gehörte, einer Autopsie beizuwohnen.

Bevor wir uns zu Mike begaben, gönnten wir uns Burger und Pommes an einem Stand in der Stadt. Da ich allein lebte, füllte ich meinen Bauch sehr oft mit Fast Food. Während Jamie letztes Jahr mit seiner Frau Michelle in den Hafen der Ehe eingefahren war, wollte ich mich lieber nicht binden. Ich war der Typ, der Abwechslung brauchte.

Momentan hatte ich Fiona am Start. Eine süße Brünnette, doch sie wurde mir langsam aber sicher zu anhänglich. Es ging wohl mit dem Teufel zu, dass genau in diesem Moment mein Smartphone vibrierte. *Highway to Hell* dröhnte aus der Innentasche meiner Lederjacke. Mir gefiel der Klingelton, denn wir fuhren alle irgendwann mal zur Hölle - ich ganz bestimmt. Kauend sah Jamie mich an. »Willst du nicht mal drangehen?«

Ich schob mir erst einige Pommes in den Mund, bevor ich in die Innentasche griff. Auf dem Display sah ich Fionas Nummer. Ob ich sie einfach wegdrücken sollte?

»Verdammt, Ray, jetzt geh ran.«

»Hallo, Fiona. Was gibts?«

»Hi, Ray. Ich wollte nur deine Stimme hören«, säuselte sie in mein Ohr.

Oha, ich hätte sie doch besser wegdrücken sollen. Solche Worte ließen mich sofort an Flucht denken. Man mochte mich

einen Mistkerl schimpfen, ich hatte sie aber von Anfang an über meine Grenzen aufgeklärt. Nur Spaß haben, keine Verpflichtungen, keine Versprechen. Sie war einverstanden gewesen. Doch nun schien sich die abgesteckte Grenze zu verwischen und das war überhaupt nicht gut.

»Können wir später reden? Ich habe viel zu tun«, wimmelte ich sie ab.

»Okay.« Sie begriff, dass ich sie loswerden wollte. Eigentlich war meine Vorgehensweise unverzeihlich und ich sollte dafür in der Hölle schmoren. Ich sprang jedoch grundsätzlich nicht über meinen eigenen Schatten und brach meine Lebensregel.

»Ich rufe später noch mal an«, murmelte sie.

»Bis dann.« Ich beendete das Gespräch und erblickte Jamies unverschämtes Grinsen.

»Na, hast du Ärger mit deinem neuen Betthäschen?«

»Sehr amüsant.« Ich schob mir weitere Pommes in den Mund. »Fiona wird zu anhänglich«, bemerkte ich kauend.

Jamie schüttelte den Kopf. »Ich verstehe dich nicht. Sie ist eine ganz Süße.«

Ganz klar, er zielte darauf ab, mich sesshaft zu machen, mich zum monogamen Mann zu bekehren. »Ich glaube, das Thema hatten wir schon mal.«

»Ah, verstehe«, antwortete er schmunzelnd. »Das Leben ist zu kurz, um es nur mit einer Frau zu teilen.«

»Verdammt richtig.« Ich biss in den Burger.

»Pass bloß auf, dass dir deine braunen Kulleraugen und dein Knackarsch nicht eines Tages zum Verhängnis werden.«

Ich zuckte die Achseln. »Ich kann nichts dafür, dass ich auf schöne Frauen stehe.«

»Bis dir die Richtige begegnet, so wie mir, und es einfach peng macht.«

Ich grinste. »Peng im Sinne von oh-verdammt-mir-ist-das-Kondom-geplatzt?«

Jamies Gesicht wurde ernst. »Du weißt, wie ich das meine. Du musst loslassen, sonst wirst du bis an dein Lebensende auf der Stelle treten.«

Jamie vergaß nie, mich ständig daran zu erinnern. Er vergaß allerdings, dass ich Claudia damals sogar heiraten wollte – wenn ich sie nicht getötet hätte. Noch heute nagte die Schuld an mir, obwohl es ein Unfall gewesen war, der nun sieben Jahre zurücklag. Sie war meine Jugendliebe gewesen und der einzige Mensch, der meine Launen und Marotten verstanden hatte. Die Vergangenheit war nicht so leicht abzulegen – zumindest redete ich mir das ein.

»Lass gut sein, Jamie. Wie es jetzt läuft, ist es okay.«

»Mhm, und niemanden mehr an dich heranlassen.«

Na und? Was war daran so verkehrt? Die Schiene, die ich seit Claudias Tod fuhr, war die beste überhaupt. Ich baute keine Nähe mehr zu einem anderen Menschen auf. Mein Herz hatte beim weiblichen Geschlecht Sendepause, denn früher oder später brachte ich einer Frau, die ich liebte, nur den Tod. Wahrscheinlich war das auch der Grund, warum ich Polizist geworden war – ich wollte jeden Tag mit dem Tod zu tun haben.

Als ich die graue Stahltür aufdrückte, hoffte ich, dass Mike bereits angefangen hatte. Im Vorbeigehen grüßten Jamie und ich den diensthabenden Wachmann hinter der Glasscheibe. Mir war schleierhaft, weshalb die Stadt einen bewaffneten Beamten an den Empfang setzte. Hatte der Stadtrat Angst, dass jemand die Leichen aus den Kühlfächern klaute?

Ich mochte diesen Ort nicht. Mich beschlich immer ein unheimliches, beklemmendes Gefühl. Tote Menschen waren mir nicht fremd, dennoch erzeugte die sterile Kälte der weiß gekachelten Wände bei mir eine Gänsehaut.

Ich liebte meinen Beruf. Ich trug einen ausgeprägten Gerechtigkeitsinn in mir, aber was momentan in der Stadt abging, ließ mich an allem zweifeln.

Jamie öffnete die Milchglastür des Obduktionsaals. Mir schlug der Verwesungsgeruch entgegen – den ich ebenso nicht mochte. Das Leben hing für jeden an einem seidenen Faden, das machte mir dieser Raum jedes Mal bewusst.

Vivian Spencer lag nackt auf dem Obduktionstisch. Der Anblick erfüllte mich mit einem gewissen Grauen, obwohl ich schon dutzendmal eine entkleidete Leiche gesehen hatte.

Warum dieser junge Mensch?

Ihre Haut sah aufgequollen aus – so hatte ich sie nicht in Erinnerung gehabt. Ich versuchte, nicht auf die Knochensplitter, die aus ihren Füßen und Knien herausragten, zu starren.

Mein Blick fiel auf den großen, rollbaren Tisch, auf dem all die Instrumente lagen, die Mike zur Öffnung der Leiche benötigte. Der Mediziner inspizierte die Haut der Frau, während seine Entdeckungen auf Tonband aufgezeichnet wurden. Zum Glück hatte er noch kein Skalpell zur Hand genommen.

Er sah kurz auf und nickte uns zu. Loretta assistierte ihm. Als sie mich bemerkte, schenkte sie mir durch ihre Schutzbrille hindurch einen bitterbösen Blick. Sogar ihre wirren, dunklen Locken schienen sich wütend unter der Haube aufzustellen. Sie sah beinahe wie eine Furie aus. Es hätte mich nicht gewundert, wenn sie ein Skalpell nach mir geworfen hätte.

Wir hatten nach Mikes fünfzigstem Geburtstag ein kleines Stelldichein gehabt. Okay, es waren mehrere Treffen gewesen. Diese Bettgeschichte war nichts Ernstes gewesen – zumindest nicht von meiner Seite aus. Loretta wurde mir eines Tages zu fordernd und ich hatte ich die Sache beendet.

»Na, du scheint wohl immer noch bei ihr verschissen zu haben«, raunte Jamie.

»Halt den Mund«, wisperte ich. »Ich bin froh, dass sie nicht mehr anruft oder vor meiner Tür steht.«

»Sie ist doch ganz niedlich«, feixte er.

Ich stieß ihn in die Seite, damit er endlich Ruhe gab. Mike betätigte unter dem Obduktionstisch die Stopptaste der Tonaufnahme und wandte sich uns zu. Er zog die Schutzbrille herunter.

»Der Tod ist vor circa einer Woche eingetreten. Ich bin mir aber nicht mehr sicher, ob Ertrinken die tatsächliche Todesursache war.«

»Aha«, gab Jamie von sich.

»Seht, was ich wieder gefunden habe.« Er nickte Loretta zu und sie drehten den Leichnam zur Seite.

Jamie und ich traten näher an den Tisch. Mike wies auf drei kreisförmige Einstiche unter dem rechten Schulterblatt des Opfers. »Die Einstiche stammen von einer ziemlich dicken Injektionsnadel – wie bei McKenzie und Smith. Die Nadel muss der Täter entweder selbst gebastelt oder sie von der Veterinärmedizin haben. So eine wird bei Menschen nicht verwendet, damit torpediert man jede Vene.«

»Gleich dreimal hat er zugestochen?«, fragte Jamie mit gezackter Stirn.

Mike zuckte die Achseln. »Vielleicht hat das Mittel nicht sofort gewirkt oder er hat nicht richtig getroffen? Möglicherweise hat er ihre Lunge verletzt und sie ist kollabiert. Das werde ich sehen, wenn ich sie geöffnet habe. Ethan hat einen Schnelltest gemacht und etwas gefunden, das nicht ins Blut gehört. Das Mittel weist eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Narkotikum auf.«

Ich betrachtete die Einstiche, die für meine laienhafte medizinische Kenntnis recht groß wirkten.

In Mikes blauen Augen las ich Resignation. »Es ist der gleiche Wirkstoff wie bei den anderen Opfern. Es erzeugt eine Art ... Lähmung? Genaueres weiß ich noch nicht. So ratlos bin ich in meiner medizinischen Laufbahn noch nie gewesen.«

Dem Rechtsmediziner schien es nicht zu schmecken, dass ihm dieser Wirkstoff Rätsel aufgab. Nie hätte ich es für möglich gehalten, dass Mike etwas nicht wusste. All die toxikologischen Tests und Drogenscreenings hatten schon bei McKenzie und Smith keine Ergebnisse gebracht.

»Keine Fingerabdrücke«, fuhr Mike fort. »Der Täter hat wie immer Handschuhe getragen. Ich tippe auf medizinische Latexhandschuhe, die man überall kaufen kann.«

»Oder auch Haushaltsgummihandschuhe?«, fragte Jamie.

Mike nickte. »Wenn der Täter eher schlanke Frauenhände hat, kämen die auch infrage. Auf jeden Fall welche, die ihn nicht einschränken.«

»Fast schon der perfekte Mord«, bemerkte Jamie.

»Den perfekten Mord«, sagte Mike, »gibt es nicht. Man muss nur tief und gründlich genug graben.«

»Demnach hat der Täter sie betäubt, gefesselt, ihr die Knochen zertrümmert und sie in den Fluss geworfen«, mutmaßte Jamie. »Wieso betäubte er sie? Er hätte, entschuldigt bitte, wenn ich das so sage, ihr nur die Faust ins Gesicht schmettern müssen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, er will, dass sie sieht, was er macht. Wir haben McKenzie kopfüber von der Kellerdecke hängend vorgefunden und Smith hat in seiner Badewanne in Batteriesäure gelegen.«

Jamie nickte. Ich brauchte nicht weiterzureden. Wir alle hatten McKenzies verzerrte Gesichtszüge gesehen, die nur ein Mensch unter Todesqualen besaß. Dass ein Mensch so viel Blut besitzen konnte, war mir heute noch unvorstellbar. Der Kellerboden war voll davon gewesen.

Mike und Loretta drehten Vivian auf den Rücken zurück.

»Keine sichtbaren Spuren von einem Sexualverbrechen.

Loretta nimmt nachher noch Abstriche, um ganz sicherzugehen. Dann machen wir mal weiter.« Er sah Loretta an. »Skalpell.«

»Wenn du fertig bist, Mike, melde dich«, sagte ich schnell.

»Ich muss mir das nicht ansehen.«

»Okay.« Ich erkannte sein Grinsen hinter dem Mundschutz, während er die Schutzbrille aufsetzte.

Mike betätigte den Aufnahmeknopf. Jamie und ich wandten uns flink dem Ausgang zu, als er sich an dem Brustkorb der jungen Frau zu schaffen machte.

Kapitel 3



Die Höhe war beängstigend.

Meine Beine zitterten wie Espenlaub, während ich ins dunkle Wasser des White Cart hinunterstarrte. Niemals hatte ich damit gerechnet, dass es so tief nach unten ging. Das Wasser schien ein bodenloser Schlund zu sein, der mich auf der Stelle verschlingen wollte. Meine Hände waren schweißnass und für einen Augenblick geriet mein Entschluss ins Wanken. Was tat ich hier?

Es gab kein Zurück, hier und jetzt wollte ich meinem Leben ein Ende setzen. Dem jahrelangen Schmerz zu entfliehen war mein größter Wunsch. Nie mehr Kummer und Dunkelheit ertragen und mit der Angst zu leben, die jeden Tag mein ständiger Begleiter war. Nie wieder hätte Viktor ein wachsames Auge auf mich. Mein Leben war vorbei, schon so lang vorbei. Noch blieb mir die Wahl, mit der Vergangenheit weiterzuleben. Verzweiflung drückte mich nieder.

Viktor ist schuld, dass ich hier stehe.

Noch heute konnte ich den Schuss zu hören, der Mama niedergestreckt hatte. Der Knall echote manchmal erschreckend laut in meinem Kopf. Die Jahre vermochte ich nicht zurückzudrehen, um alles ungeschehen zu machen. Eine Sache konnte ich allerdings hier und heute tun: den Freitod wählen.

Der Wind riss erbarmungslos an meiner Kleidung. Meine Finger knackten, als ich die Hand fester um den Brückenpfeiler klammerte. Was hatte ich mir nur dabei gedacht? Das

Wasser war wie Beton. Ich durfte nicht an den Schmerz denken, wenn ich unten aufschlug.

Wird es sehr wehtun?

Jeder Schmerz war dagegen willkommener, als dass ich jemals wieder die Grausamkeit meines Bruders zu spüren bekam.

»Nein. Nie wieder«, wisperte ich in den Wind.

Entschlossen ließ ich das Metall los. Meine Arme gingen von ganz allein in die Horizontale. Wie ein Vogel breitete ich die Flügel aus, bereit, durch die Lüfte zu gleiten. *Endlich frei!*

Lächelnd schloss ich die Augen, meine Haare flatterten im Wind. Wie schön es wäre, frei zu sein. Mein Oberkörper neigte sich leicht nach vorn.

»Komm da lieber runter, Kleine«, vernahm ich plötzlich eine atemlose Stimme.

Ich griff nach dem Pfeiler und blickte mich um. Ein Mann in schwarzer Lederjacke und Bluejeans stand auf dem Fußweg. Er schien außer Atem zu sein, als ob er gerannt wäre. Seine dunklen, kurzen Haare lagen wirr durcheinander und er schob sich mit einer hektischen Bewegung den Pony aus den Augen. Die Hände vergrub er in den Hosentaschen, während er einmal tief durchatmete.

»Das ist gefährlich«, erklärte er sanft, als er langsam auf mich zukam.

Um die Gefährlichkeit wusste ich selbst.

»Ich gehe nicht mehr zurück«, rief ich über die Schulter.

»Nie mehr.«

Mein Haar wehte mir ins Gesicht, sodass ich nicht ausmachen konnte, wie nah der Mann bereits war.

»Nach Hause zurück?«

»Ja.« Ich warf erneut einen Blick über die Schulter. Er war viel zu nah.

»Bleiben Sie stehen«, rief ich schnell. »Sonst springe ich.«

Er zog die Hände aus den Taschen, hob sie beschwichtigend und blieb stehen. »Okay. Ich komme nicht näher. Es gibt immer eine Lösung. Hast du schon versucht, mit deinen Eltern zu reden?«

Ein enger Knoten bildete sich in meinem Hals. »Ich habe keine Eltern mehr.«

»Okay«, sagte er. »Dann mit den Menschen, bei denen du lebst?«

»Mit meinem Bruder kann man nicht reden.«

Lässig lehnte er sich mit dem Rücken gegen das Brückengeländer. Es sah nicht so aus, als ob er gehen wollte. »Wie heißt du?«

Ich warf ihm einen kurzen Blick zu, um zu kontrollieren, ob er näher kam. »Jess.«

»Schöner Name. Die Abkürzung von Jessica?«

»Jessie.«

»Ich heiße Raymon Harris. Aber nenn mich Ray.« Lächelnd hielt er mir seine Hand entgegen. Für wie blöd hielt er mich? Das war nur ein Trick, um mich vom Geländer zu reißen. Mit einem Schulterzucken senkte er die Hand. »Also, Jessie ...«

»Niemand nennt mich so«, fiel ich ihm ins Wort.

Nicht mal mein bescheuerter Bruder. Wahrscheinlich, weil er Jess zischend durch die Zähne hervorstoßen konnte, wenn ihn wieder mal die Wut packte.

»Ich möchte dich gern so nennen. Ist das okay?«

Sachte nickte ich. Was wollte er von mir? Längst hätte ich im kalten Wasser sein können. Niemand würde um mich trauern.

»Wie alt bist du, Jessie?«

Tränen sammelten sich in meinen Augen, die ich tapfer wegblinzelte. »Heute ist mein zweiundzwanzigster Geburtstag«, flüsterte ich.

»Herzlichen Glückwunsch. Das ist jedoch ein seltsamer Geburtstagswunsch, sich von einer Brücke stürzen zu wollen.«

Ich hatte nur diesen Wunsch. Alles andere war unwichtig.

»Ich habe nichts, für das es sich zu leben lohnt.« Meine Stimme hörte sich erstickt an.

Über sein Gesicht huschte ein beinahe gequälter Ausdruck. Warum, war mir schleierhaft. »Du hast dein gesamtes Leben noch vor dir. Sich wegen eines Jungen das Leben zu ...«

»Nein, kein Junge«, unterbrach ich ihn abermals.

Er sollte endlich gehen, sonst rutschte meine Entschlossenheit komplett in den Keller. Sie geriet bereits ins Wanken.

»Dann verbietet dir dein Bruder einen Jungen zu treffen, den du liebst?«

Wenn es nur so wäre. Menschliche Nähe ... was war das eigentlich?

Ich spürte einen dicken Kloß im Hals. Schnell blickte ich zur Seite. Er brauchte nicht zu wissen, was in mir vorging. Keine Menschenseele ging mein Privatleben etwas an, auch Seamus nicht. Ray war näher gerückt, ich sah es genau. »Bleiben Sie stehen.«

»Bleibe ich.«

»Lassen Sie mich bitte in Ruhe.«

»Garantiert nicht.« Seine Stimme klang zu allem entschlossen.

Die Verzweiflung erfasste mich mehr und mehr. »Was wollen Sie von mir?«

»Mich mit dir unterhalten.«

»Ich will mich nicht unterhalten. Wenn ich weg bin, vermisst mich sowieso niemand.«

»Doch«, flüsterte er. »Ich.«

Verwundert sah ich ihn an. »Weshalb sollten Sie mich vermissen? Sie kennen mich nicht.«

Er lächelte sanft und dieser Anblick berührte mich auf seltsame Weise. Das Lächeln spiegelte sich in seinen Augen wider. »Wenn du springst, mache ich mir mein restliches Leben Vorwürfe.«

»Weshalb sollten Sie das tun?« Ich begriff nicht, weshalb er sich schuldig fühlen sollte. Wir waren uns noch nie zuvor begegnet. Außerdem war es meine Sache, was ich tat.

Ernst sah er mich an. »Weil du eine hübsche, junge Frau bist, die sich nicht in den Tod stürzen sollte.«

Garantiert machte er sich über mich lustig.

Ich?

Hübsch?

Noch nie hatte mir jemand gesagt, dass ich hübsch sei. Manchmal hasste ich meine langen, roten Haare. Sie sahen aus, als ob sie brannten. In der Schule hatten mich einige Mitschüler »Flammenkopf« oder »Feuermelder« genannt.

Ich habe sie abgeschnitten. Viktor hat mich verprügelt und in die stockfinstere Kammer gesperrt. Dunkelheit, sie macht mir Angst – panische Angst.

Ich warf einen unsicheren Blick in Rays Richtung. Er lehnte immer noch am Brückengeländer und beobachtete mich.

Nein, ich war nicht hübsch. Das sagte er nur, damit er Zeit gewann und ich nicht sprang.

»Was ist mit deinem Bruder?«, hakte er nach.

Was interessierte es ihn, was mit meinem Bruder war?

Ich durfte nicht über die illegalen Geschäfte, über ihn oder die Vergangenheit reden – den Mund hatte ich zu halten.

»Er muss sehr reich sein«, bemerkte er beiläufig.

»Wieso?«

Er deutete auf mich. »Deine Klamotten sehen nicht billig aus. Die Stiefel sind von *Prada*? Die Jeans eine echte *Levi's*? Deine Jacke sieht auch nach Designermode aus.«

Viktor legte besonders großen Wert darauf. An teuren Dingen mangelte es mir nicht.

»In Ordnung.« Ray kletterte aufs Geländer.

Ungläubig riss ich die Augen auf. »Was tun Sie?«

»Ich springe mit dir.«

Das schockierte mich. »Was? Das geht nicht.«

Er zuckte die Achseln. »Ich habe heute nichts mehr vor. Da kann ich auch mit dir hinunterspringen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Aber ... aber dann sind Sie tot.«

»Springst du, springe ich hinterher.«

Mehr unter forever.ullstein.de